Von Nützlingen und Schädlingen – und wie uns die Vielfalt von Tieren im (Gemüse-)garten nützt

von Birgitta Hohnheiser und Anna Gorenflo

Meist bemerken wir die Tiere im Garten, wenn die Vögel im Frühling wieder zu zwitschern beginnen, die Bienen summen, beim Umgraben ein paar Regenwürmer und Krabbeltiere an die Oberfläche kommen oder wenn später im Jahr lästige Insekten unsere Gemüsepflanzen anknabbern. Doch die tatsächliche Vielfalt an Tieren nehmen wir häufig nur unbewusst oder überhaupt nicht wahr. Dabei ist der (Gemüse-)garten ein wichtiger Lebensraum für viele verschiedene Tierarten. Schaut einmal genau hin, viele davon sind nützlich für uns!

Was Nützlinge leisten

Im Garten spielt sich – von uns oft unbemerkt – ein Duell von Nützlingen und Schädlingen ab. Doch wer gehört auf welche Seite? Manche Tiere, wie Marienkäfer und Florfliegen, sehen wir Menschen als fleißige Gartenhelfer an. Sie fressen täglich unzählige Pflanzenläuse. Da diese Tiere in unserem Sinne agieren, nennen wir sie „Nützlinge“. Andere wiederum befallen unsere Pflanzen. Sie schaden uns, weil sie unser zukünftiges Gemüse wegfressen. Deshalb werden sie als „Schädlinge“ betitelt.
In einem gesunden Gemüsegarten braucht es Nützlinge und Schädlinge und es besteht ein dynamisches Gleichgewicht. Da die Nützlinge Schädlinge fressen, müssen unsere Gemüsepflanzen keinen großen Schaden erleiden. Je vielfältiger dabei Nützlinge und Schädlinge in unserem Garten vertreten sind, desto stabiler ist das Gleichgewicht zwischen ihnen. Nützlinge wie Fledermäuse, Marienkäfer, Florfliegen, Ohrenkneifer oder Schlupfwespen fressen vor allem schädliche Insekten. Wohingegen es Vögel, Eidechsen, Igel, Laufkäfer, Frösche und Kröten auch auf Schnecken abgesehen haben.

Andere Nützlinge bekämpfen zwar keine Schädlinge, tragen aber dennoch ganz entscheidend zum Ernteerfolg bei: Dazu gehören die Honigbienen und Wildbienen, welche die Bestäubung von Gemüse- und Obstpflanzen übernehmen. Auch der Regenwurm unterstützt unseren Gartenerfolg durch Humus-Bildung und Bodenlockerung.

Was tun, um Nützlinge zu fördern?

Es gibt nicht den einen Super-Nützling. Wir brauchen daher möglichst viele verschiedene Nützlinge in unserem Garten, sodass sich deren positive Eigenschaften ergänzen. Wie können wir das erreichen? Das ist einfacher, als man denkt! Je vielfältiger unser Garten aufgebaut ist, desto mehr Nützlinge können wir in unseren Garten locken. Denn so verschieden, wie die Nützlinge sind, so unterschiedlich sind auch ihre Ansprüche an Nist- und Unterschlupfmöglichkeiten.
Dabei reicht es schon, unaufgeräumte Ecken mit liegengebliebenem Totholz und Laub an einem ungestörten, schattigen Plätzchen im Garten zu schaffen. Dort finden feuchtliebende und scheue Tiere wie Frösche, Igel und Schmetterlinge Versteckmöglichkeiten und Nahrung. Sonnige Steinhaufen oder Trockenmauern werden dagegen von wärmeliebenden Nützlingen wie Eidechsen und Wildbienen genutzt. Der Teich ist wiederum ein wichtiger Fortpflanzungsort für Amphibien und Libellen. Hecken und Bäume bieten Versteckmöglichkeiten und wichtige Nistplätze für verschiedene Vögel. Auch speziell angebrachte Nisthilfen für Vögel, Fledermäuse, Wildbienen und Ohrenkneifer machen den Garten attraktiv für diese Tiere. Wildblumen oder blühende „Unkräuter” bieten darüber hinaus wichtige Nahrungsquellen für (Wild-)Bienen und andere Bestäuber. Weitere konkrete Maßnahmen, um Nützlinge zu fördern, findet ihr auch in den Mini-Infos im Kalenderteil.

Ökologische Bewirtschaftung des Gartens im Einklang mit Nützlingen

Nehmen die Schädlinge doch einmal Überhand, empfehlen wir zu ökologischen Mitteln statt Pestiziden zu greifen. Mit Pestiziden erreichen wir kurzfristig zwar häufig eine Abnahme der Schädlinge. Sie können aber auch Nützlinge töten. Durch eine zu starke Abnahme der Schädlinge kann den Nützlingen außerdem die Nahrungsgrundlage entzogen werden. Langfristig kann der Einsatz von Pestiziden also den Nützlingen schaden und zerstört so das natürliche Gleichgewicht zwischen Nützlingen und Schädlingen. Im schlimmsten Fall werden dadurch immer mehr Pestizide benötigt.
Eine ökologische Bewirtschaftung ohne „Chemiekeule" ist also nachhaltiger und schonender. Das natürliche Gleichgewicht von Nützlingen und Schädlingen wird gefördert. Dieses Prinzip lässt sich übrigens auch auf die Landwirtschaft im Allgemeinen übertragen: In den Monokulturen der konventionellen industriellen Landwirtschaft werden große Mengen an Pestiziden eingesetzt. Dieser Einsatz und andere Praktiken dieser Landwirtschaftsform vermindern die Anzahl an Tieren, darunter nützliche Insekten, Regenwürmer und Vögel. Als Folge werden immer mehr Pestizide und Dünger benötigt, um den erfolgreichen Anbau überhaupt möglich zu machen – ein Teufelskreis, in den wir nicht gelangen sollten. Mit dem Einkauf von biologisch hergestellten Lebensmitteln können wir demnach auch den Pestizid- und Düngereinsatz in der Landwirtschaft reduzieren und zum Erhalt der biologischen Vielfalt beitragen.

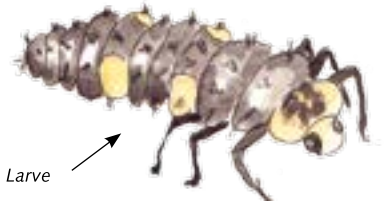
Nützling und Glücksbringer zugleich – Der Marienkäfer

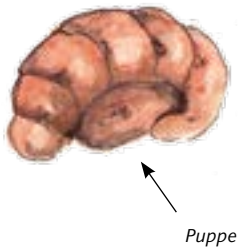
Marienkäfer sind die wahrscheinlich bekannteste Käferfamilie. Früher glaubten die Menschen, dass die Jungfrau Maria den Käfer zur Hilfe gegen Schädlinge geschickt hat. Er war ein gutes Zeichen und stand für eine reiche Ernte. Auch heute hilft uns der kleine Käfer fleißig in der Schädlingsbekämpfung. An einem Tag vertilgt ein ausgewachsener Marienkäfer etwa 50 Blattläuse. Besonders glücklich können sich Gärtner*innen schätzen, die Marienkäferlarven im Garten vorfinden. Eine einzige Larve frisst in den 2–3 Wochen bis zur Umwandlung in den erwachsenen Käfer an die 1.300 Blattläuse.

In Deutschland gibt es über 70 heimische Marienkäferarten. Sie unterscheiden sich in der Färbung, ihrem Lebensraum und der bevorzugten Nahrung. Den Siebenpunkt-Marienkäfer mit seinen roten Flügeldecken und sieben schwarzen Punkten kennt jedes Kind. Er frisst bevorzugt Blattläuse, wohingegen andere Marienkäfer sich auf Schildläuse, Spinnmilben, Wollläuse oder Mehltaupilze spezialisiert haben. Auch hier gilt also: Vielfalt vor Einfalt!

Jahreszyklus eines Marienkäfers

An den ersten sonnigen Frühlingstagen kommen die Marienkäfer aus ihrem Winterversteck. Nach der Paarung legt das Weibchen dicht nebeneinander mehrere kleine, gelbe Eier auf Blättern ab. Meist geschieht dies an der Blattunterseite. Wichtig ist hierbei, dass sich in der Nähe der Eier eine Blattlauskolonie befindet. Nur so ist die Nahrung für die Nachkommen gesichert. Nach etwa 10 Tagen schlüpft aus jedem Ei eine Larve, welche ganz anders als der spätere Marienkäfer aussieht und – wie die Raupe beim Schmetterling – eine unglaubliche Fressmaschine ist. Die Larven sind walzenförmig und grau bis braun-gelb, besitzen Borsten und haben oft gelbe, orange oder rote Punkte. Nach der Vertilgung von Unmengen an Läusen und anderen Insekten verwandelt sich die Larve über ein bewegungsloses Stadium – die Puppe – in 1–2 Wochen in den erwachsenen Marienkäfer. Den Spätsommer über bis in den Herbst hinein sind die gefräßigen Blattlausjäger im Garten zu finden. Wenn die Tage kälter werden, suchen sie sich ein schützendes Versteck, um dort mit mehreren Artgenossen den Winter zu verbringen. Die meisten Marienkäfer können bis zu zwei Jahre alt werden und müssen demnach zweimal dem Winter trotzen. Dabei können wir ihnen helfen, mit Laub- oder Holzhaufen und Trockenmauern, die sie zum Überwintern nutzen.





Der Marienkäfer ist nur eines von vielen nützlichen Tieren, welche in unseren Gärten leben. Wenn ihr mit offenen Augen durch eure Gärten geht, werdet ihr schnell entdecken, welche Tiere dort zu finden sind und welche positiven Leistungen sie für euch das Jahr über erbringen.
So könnt ihr bestimmt leicht Ideen entwickeln, wie ihr geeignete Lebensräume in eurem Garten für sie integrieren könnt!

Literaturtipps/Internetadressen:

Hofman, Helga (2014): Nisthilfen, Insektenhotels & Co selber machen, Gräfe und Unzer Verlag GmbH, München

Rainer Berling (2010):
Nützlinge & Schädlinge in unserem Garten, BLV Buchverlag, München

Viele anschauliche Beispiele zu Naturgärten findet ihr auf den Seiten des Vereins Naturgarten e.V.:
www.naturgarten.org/beispiele/private-naturgaerten.html

Argumente für mehr Artenvielfalt im Biolandbau findet ihr auf den Seiten des Forschungsinstituts für Biologischen Landbau (FiBL):
www.fibl.org/de/themen/biodiversitaet.html

Egal wo und egal wie: einfach etwas wachsen lassen – vielfältige Formen und Motive des Gärtnerns

von Luise Veit

Gärten hinterm Eigenheim, Stadtteilgärten, Mieter*innen- und Gemeinschaftsgärten, Studierendengärten, Guerilla Gardening, Kinderbauernhöfe, Gesundheitsgärten, Schrebergärten, Interkulturelle Gärten, Gärtnern auf der Fensterbank – auch Window-Farming genannt – und Projekte wie die „Essbare Stadt“, um nur einige Beispiele heutigen Gärtnerns zu nennen, liegen im Trend. Sie sind sichtbarer Ausdruck einer erneut wachsenden Vielfalt von Gartenaktivitäten in städtischen und ländlichen Räumen. Aus Kindergärten und Schulen sind Hoch- und Flachbeete nicht mehr wegzudenken und auch als therapeutische Räume werden sie genutzt.

Obst- und Gemüseproduktion auf dem Land und in der Stadt

Die professionelle Produktion von Lebensmitteln findet größtenteils in ländlichen Gebieten statt. Und auch der Anbau für den Eigenbedarf ist aufgrund des größeren Platzangebotes in Dörfern oft leichter umzusetzen als in der Stadt. Nach wie vor gibt es deshalb Obst- und Gemüsegärten neben Einfamilienhäusern und (ehemaligen) Bauernhöfen, wenn auch in abgespeckter Form im Vergleich zu vergangenen Zeiten. Besonders in strukturschwachen Gegenden ohne Einkaufsmöglichkeiten vor Ort sind sie im Sommer für weniger mobile Menschen höheren Alters oder für Menschen mit wenigen finanziellen Mitteln bedeutsame Nahrungsmittelquellen. Was selbst nicht verarbeitet werden kann, wird oftmals untereinander getauscht.

Eine der bedeutendsten gesellschaftlichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte ist die zunehmende Verstädterung. So leben seit 2007 zum ersten Mal mehr Menschen in Städten als auf dem Land. Vor diesem Hintergrund soll im Folgenden – auch wenn die Lebensmittelproduktion etwas ist, das vorrangig ländlichen Regionen zugeschrieben wird – das Augenmerk vor allem auf den vielfältigen Formen des Gärtnerns sowie auf gesellschaftlichen und sozialen Motiven hierfür in städtischen Räumen liegen.

Gärtnern in der Stadt ist keine neue Erscheinung

Allein in Berlin entstanden zwischen 2010 und 2014 über 60 Gemeinschaftsgärten (vgl. Meyer-Renschhausen). Gärtnern in der Stadt ist jedoch keine neue Erscheinung. In Paris beispielsweise gab es Ende des 19. Jahrhunderts riesige Stadtgärten, die trotz hoher Pachten und erheblichen Anbaukosten lukrativ für 8.500 selbstständige Gärtner*innen waren, die 1.400 Hektar bewirtschafteten.

Noch etwas früher entstanden die sogenannten „Schrebergärten", benannt nach dem Leipziger Arzt Moritz Schreber. Aus der ursprünglichen Idee einer Art Schulgartens entwickelte sich das Konzept von nebeneinanderliegenden Gartenparzellen in Vereinsstrukturen. 1869, bereits fünf Jahre nach Eröffnung des ersten Schrebergartens, waren aus der Initiative 100 Gärten entstanden. Die dadurch ermöglichte Selbstversorgung diente der Existenzsicherung von Familien. Folglich gab es nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs einen regelrechten Boom von Schrebergärten. Gleichzeitig waren und sind diese mehr oder minder durch Vereinssatzungen strukturierten Gärten Freizeit- und Erholungsstätten (vgl. Lichterfelder-Schlegel).

Aktuell lässt sich besonders in größeren Städten der Trend beobachten, dass Einzelpersonen und Familien sich zusammentun, um gemeinsam oder für sich in Kleingartenanlagen zu gärtnern, die eine oder andere Auseinandersetzung mit der Vereinssatzung oder etablierten Gartennachbar*innen in Kauf nehmend. 2013 gab es allein in den 131 größten Städten Deutschlands 532.557 Kleingärten, die meisten davon in Berlin, Leipzig, Hamburg und Dresden. Jeder zweite Kleingarten befindet sich in Ostdeutschland. Sie sind ebenso in Kleinstädten wie an Dorfrändern zu finden. Die widerständige Praxis, trotz des Verbots für eine Nacht oder bei Bedarf einen Sommer lang heimlich in der Gartenlaube zu übernachten, gab es sicherlich seit Beginn dieser Gartenform. Nach den Weltkriegen waren die Lauben oftmals auch Notunterkünfte.

Neues urbanes Gärtnern

Heute entstehen immer mehr neue urbane Gärten wie z.B. Gemeinschaftsgärten. Ella von der Haide beschreibt sie als experimentelle Formen öffentlicher oder teilöffentlicher bürgerschaftlicher Beteiligung in freiräumlichen Siedlungsbereichen.
Sie entstehen u.a. vor dem Hintergrund einer zunehmenden globalen Ressourcen- und Nahrungsmittelkrise. Bezogen auf Lebensmittel heißt dies, dass das Zeitalter billiger Nahrungsmittel in absehbarer Zeit vorbei sein wird. Vertreter*innen des noch nischenhaften, urbanen Gärtnerns in westlichen Industrieländern gärtnern, um praktisch zu zeigen, wie es besser laufen könnte: Saatgut wird teilweise wieder selbst produziert und getauscht, um keine Hybridsorten im Baumarkt kaufen zu müssen. Der Verzehr von lokal gepresstem Apfelsaft oder der Anbau von leckeren und fast vergessenen Kartoffelsorten macht die Gärten zu einem politischen Ort vor dem Hintergrund einer globalisierten Lebensmittelversorgung und einer konzerngesteuerten Reduzierung von Sortenvielfalt (vgl. auch S. 18 ff.). Auch auf die Entfremdung durch industriell aufbereitetes Gemüse wird reagiert. In welchem Umfang der Lebensmittelbedarf durch das eigene Gärtnern gedeckt wird, ist jedoch sehr unterschiedlich. Eine unabhängige Selbstversorgung ist es in den seltensten Fällen.

Urbane Garteninitiativen greifen die Illusion, dass durch immerwährenden technischen Fortschritt und ökonomisches Wachstum Wohlstand gemehrt werden kann, an verschiedenen Punkten auf. Sie setzen diesen Mythen der Moderne etwas entgegen: ermächtigendes soziales Handeln und Modelle von Wohlstand jenseits von materiellem Besitz (vgl. Müller).

Zentrale Merkmale neuer urbaner Gärten sind Beteiligung und Gemeinschaftsorientierung. Es werden Zeit, Güter, Raum und Ernten geteilt sowie soziale Beziehungen geknüpft. Urbanes Gärtnern ist somit soziales Gärtnern. Der Garten ist dabei Lern- und Begegnungsort und die Nachbarschaft wird in die Gestaltung mit einbezogen. Städtische Gärten sind zudem Übersetzer und Plattform für

Themen wie das Ökosystem von Städten, Nachbarschaftsgestaltung, Wissensvermittlung vor Ort oder interkulturelle Verständigung. Umsetzungen dessen sind Anbauplanungsworkshops, Kräuterführungen, professionell angeleitete Gartengruppen für Erwachsene und Kinder wie z.B. in der GartenWerkStadt, Vorträge, Filmvorführungen oder Feste.

Die Gartenpraktiken lassen sich zudem als Ausdruck von Autonomiebestrebungen betrachten. Etwas selber in die Hand zu nehmen kann als Reaktion auf den gefühlten Verlust von gesellschaftlichen Gestaltungsmöglichkeiten betrachtet werden. Gärten sind diesbezüglich auch Orte des Widerstands, wenn wie bspw. in Leipzig im Stadtgarten H17 jährlich über 4000 Euro Pacht gestemmt werden, um eine Freiraumfläche in einem von Gentrifizierung betroffenen Viertel zu erhalten.

In den Kulturen des Selbergestaltens und Selbermachens stecken kollektive Ansätze. In ihnen wird versucht ohne Ideologien das Hier und Jetzt sowie den persönlichen, unmittelbaren Lebensraum mitzugestalten. Menschen besinnen sich dabei zunehmend auf die Bereiche, die sie persönlich direkt gestalten und beeinflussen, wo sie Selbstwirksamkeit spüren können. Die Trendforscherin Silke Borgstedt stellt zusammenfassend dazu fest, dass urbane Gärtner*innen auf eine sehr individualistische Weise Motivation für gesellschaftliche Mitbestimmung zeigen. Charakteristisch für die Garten-Akteur*innen ist ein breit gefächerter Pragmatismus. Es wird versucht bei sich selbst anzufangen und durch kleinteiliges Handeln Missstände zu beseitigen und vor Ort überschaubare Alternativstrukturen aufzubauen, frei nach dem Motto: „Eine andere Welt entsteht beim Pflanzen“ (vgl. Müller).

Stadtgärten gibt es weltweit

Wie in Europa, so existieren auch in Ländern des sogenannten globalen Südens Gärten inmitten von Großstädten. Sie sichern das Überleben und haben z.B. als Begegnungsorte für Nachbarschaften, Räume für Frauenprojekte oder zur Gewaltprävention ebenso eine soziale Funktion.
Kuba wird in Berichterstattungen seit einigen Jahren als weltweiter Vorreiter urbaner Landwirtschaft thematisiert. Aus der Not heraus wurde dort eine staatlich gelenkte städtische Landwirtschaft als politische Strategie vorangebracht. Nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Handelsblocks geriet die kubanische Staatswirtschaft in den 1990er in eine schwere Krise. Die Regierung musste die Idee einer Industrialisierung aufgeben und in den darauffolgenden Jahren konsequent Strukturen für eine effizientere Ressourcennutzung umsetzen, u.a. mit ökologischer Selbstversorgung in den Städten. 2016 wuchs 70 % des in Havanna konsumierten Gemüses in der Hauptstadt (vgl. Sieg). Was aus den Gärten und den dazugehörigen Flächen bei der Öffnung in Richtung „Westen“ wird, bleibt zu beobachten.
Auch im US-amerikanischen Detroit stellen städtische Gemeinschaftsgärten Taktiken von Bürger*innen dar, um mit fehlenden Einnahmequellen infolge des Niedergangs der Automobilindustrie und fehlenden sozialstaatlichen Unterstützungen umzugehen. Neben dem Ziel der Ernährungssicherung sind in den dortigen Projekten auch solidarische Unterstützung und soziale Veränderungsbestrebungen zentral. Kuba und Detroit sind zwei Beispiele für den Aufschwung von Garteninitiativen in Zeiten wirtschaftlicher Umbrüche.

Los geht's – ganz egal, wo...

Die Motivationen für das Gärtnern sind genauso vielschichtig und vielfältig wie die Gärten selbst. Unterschiedliche Gartenformen weltweit gehen mit gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen einher. Der größte Unterschied zwischen traditionsreichen Institutionen wie den Kleingärten, die als Reaktion auf Industrialisierungsprozesse im 19. Jahrhundert entstanden, und neuen urbanen Gärten sind dabei vielleicht nicht das vergleichsweise spärliche Regelwerk oder die fehlenden Zäune, sondern die Tatsache, dass Gärten und damit auch Natur als Bestandteil von Stadt wahrgenommen und nicht als Alternative zu ihr gedacht wird, wie noch in Ökobewegungen in den 1980er Jahren.

Insgesamt werden die Gärten nicht mehr als altmodische Überbleibsel aus vergangenen Jahrzehnten gesehen. Vielmehr sind sie für verschiedene gesellschaftliche Milieus interessant geworden. Es bleibt zu hoffen, dass auch in Zukunft zahlreiche Gärten die Landschaften bereichern werden und neben ihren vielfältigen sozialen Funktionen auch einen Raum für Artenschutz und Biodiversität bilden. Denn kleine Gärten sind stets ökologisch vielfältiger als die Monokulturen einer industriellen Landwirtschaft.

Und du? Hast du Lust, gärtnernd aktiv zu werden? Such dir den Garten, der zu dir passt, und dann ab mit den Händen in die Erde! Ganz egal ob in der Stadt oder auf dem Land, ob im Kleingartenverein oder im Gemeinschaftsgarten – im Garten waren und sind die grundlegenden Dinge des Lebens erfahrbar.

Zum Weiterlesen:

Hauptquelle des Artikels: Müller, Christa (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. oekom. 2011.

Empfehlung für den nächsten Berlinausflug mit Gartenfokus: Meyer-Renschhausen, Elisabeth: Urban Gardening in Berlin. Touren zu den neuen Gärten der Stadt. be. bra. verlag. 2016.

Einen aktuellen Artikel über Gärtnern in Kuba von Klaus Sieg findet ihr unter: www.bzfe.de/inhalt/die-gartenrevolution-urban-gardening-in-kuba-28524.html.